

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 154.

Mittwoch, 5. Juli.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(16. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmitz.

(Nachdruck verboten.)

Kurz vor Ostern fiel Harald Strodtmann durch das Examen.

Sein Bruder hatte kein anderes Resultat erwartet und war nicht einmal unangenehm überrascht.

„Harald hätte auf der Universität doch mehr gehumelt anstatt studiert“, dachte er, kam aber mit dieser seiner Ansicht seiner Mutter gegenüber nicht heraus, um die alte Frau nicht zu kränken.

Die Baronin war durch den Mißerfolg ihres Lieblings ganz niedergedrückt. Doch sie schob die größte Schuld auf Haralds Lehrer.

„Du machst das Examen nach einem halben Jahr noch einmal“, tröstete sie Harald, der liebenswürdig und leichtsinnig, wie immer, durchaus nicht geneigt war, den Fall irgendwie schwer zu nehmen.

„Liebste Mutter, wozu soll ich mich eigentlich unnützlich quälen — nach einem halben Jahr falle ich ebenso tod-sicher durch wie es jetzt geschehen ist“, erklärte er. „Examina sind eine fürchterliche Erfindung. Wenn ich mir's nach dieser meiner jetzigen Erfahrung vorstelle, was mir noch alles drohen dürfte: Referendarexamen — Assessorexamen — Doktorexamen — nein, für nichts in der Welt steige ich noch einmal in eins. . . . Sage doch selbst, Mutter, habe ich es denn so durchaus dringend nötig?“

Nein, absolut nötig hatte Harald Strodtmann es nicht, das leuchtete seiner Mutter ein. Doch hätte sie gern das Fiasko ausgeglichen: gesehen.

„Liebe Mutter, meinetwegen hätten die alten Römer und Griechen gar nicht gelebt zu haben brauchen — Homer, Plato, Virgil, und wie die alten Knaben alle geheißen haben. Du hast ja keine Ahnung, wie egal mir das Altgriechische ist. Mit wem sollte ich mich wohl in dieser total unmodernen Sprache unterhalten.“

„Aber, Harald . . .“

„Verzeih, liebe Mutter, es ist nun einmal meine Ansicht. Englisch und Französisch plappere ich ja wie ein Wasserfall, wenn du es wünschen solltest, so lerne ich gern auch Spanisch und Italienisch dazu.“

„Aber was willst du denn werden, mein Kind, ein Mensch muß doch, selbst wenn er sehr reich ist, einen Beruf ergreifen.“

„Harald wird Kaufmann wie ich, oder er macht sein Abitur. Es gibt ja Pressen“, sagte Fred ernst. Er war, unbemerkt von Mutter und Bruder, eingetreten und sah und hörte, daß seine Mutter bereits auf dem besten Wege dazu war, ihrem Jüngsten in allen Dingen seinen Willen zu lassen.

„Erst dient Harald ein Jahr ab und dann kommt er als Volontär zu Konful Löhnstädt nach Lübeck“, verkündete Fred in sehr entschiedenem Ton.

Seit einiger Zeit lag etwas in seinem Wesen, das an die knappe Art seines Vaters erinnerte. Der hatte sich auch seine Mutter jeder Zeit untergeordnet. Von Siea, den Fred über sich selbst erröthen hatte, rechnete sie ihm außerdem hoch an. Die Stimme der

Vernunft hatte die Stimmen des Herzens übertönt. Auch Harald mußte es lernen, sich, wo es not tat, gleich seinem Bruder zu fügen.

So sagte die Baronin mit einer bei ihr ungewohnten Strenge gegen ihren Jüngsten: „Fred hat recht, mein Kind, übers Jahr kommst du zu Löhnstädt.“

„In Gottes Namen denn“, erwiderte Harald, und der Schalk sah ihm aus den Augen.

In seiner sanguinischen Art gewann er den Dingen sofort die beste Seite ab. Erst kam ja noch das Jahr in einem Garderegiment. Das würde einfach großartig sein, und dann war Lübeck eine wundervolle Stadt, hatte er sich sagen lassen, und Löhnstädt waren prächtige Leute. Der Konful würde seinen Volontär wohl nicht allzu fest an der Strippe halten. Travemünde war auch nicht so ohne während der Wadefaison — kurz, Harald segnete jetzt schon seinen „Durchfall“ im Examen, küßte seiner Mutter die Hand und sagte: „Ich treue alles dir zu Liebe, Mutter, ich werde mit Borne auf den Löhnstädtischen Kontorschemel steigen und hoffe, du erkennst meine Willfährigkeit und Opferfreudigkeit durch die milde Stiftung einer Segeljacht gebührend an. Jerngard Löhnstädt sagt, daß es sich auf der Trave famos segeln ließe, ebenso in der Lübecker Bucht.“

„Beideiden bist du gerade nicht“, nickte Fred seinem Bruder lachend zu. Er war froh, daß die Mutter über Haralds Mißgeschick leichter hinwegkam, als er angenommen hatte, und daß es mit dem Studium des Bruders nun überhaupt nichts wurde.

Konful Löhnstädt, so genüßlich er zu Hause bei den Seinen und in Gesellschaft guter Freunde war, kannte im Geschäft keinen Spaß. Bei ihm würde Harald jedenfalls in eine vortreffliche Schule kommen.

Außerdem betrachtete Fred Löhnstädt schon halb und halb als Verwandte. Sein Entschluß, um Jerngard Löhnstädt zu werben, war fast ausgereift. Eine passendere Frau konnte er kaum finden. An Thea versuchte er überhaupt nicht mehr zu denken. Allerdings war er von Zeit zu Zeit an sie erinnert worden, als es zwischen Gaendler und ihm Besprechungen wegen Hans' Hinterlassenschaft in Kanada gegeben hatte. Der Tod hatte Hans Gröning überrascht, es hatten sich keine besonderen letztwilligen Verfügungen vorgefunden. Seine Mutter und seine Schwestern hatten eine Kleinigkeit von ihm geerbt.

Der Doktor verteidigte Fred nach wie vor, sobald seine Frau ihn angriff. Er nahm die Episode mit Theas Neigung für den Freund ihres Bruders überhaupt nicht ernst.

„Delarue ist ein durchaus korrekter und großzügiger Charakter“, sagte er. „Ihr saht in ihm einen Freier für Thea, weil er durchblicken ließ, daß er sie hübsch fand. Er hat sicherlich nie daran gedacht, Thea zu heiraten.“

Frau Hannchen ließ sich nach und nach durch die Argumente ihres Mannes zu seiner Ansicht belehren, nur Tante Piete behauptete nach wie vor, Delarue wäre

einer der größten Geldproben unter Gottes Sonne und außerdem ein hartgesottener Egoist. Henrika habe das auch gesagt.

Aber von Henrikas Meinung hielt Frau Hannchen nichts.

Durch Dr. Gaendler erfuhr Fred, daß Henrika sich heimlich aus dem Gröningschen Hause entfernt habe. Er verschwendete keinen sorgenvollen Gedanken an diese Tatsache. „Nicht spanisches Gröndblut, sondern spanisches Zigeunerblut steckt in ihr“, meinte er, als er beiläufig seiner Mutter das Neueste von der Braut aus Kanada erzählte.

„Man müßte doch nach dem Mädchen forschen“, meinte die Baronin, deren Interesse plötzlich für Henrika dh Santos erwachte. „Siehe Erkundigungen ein, Fred.“

Aber ihr Sohn zuckte mit den Achseln.

„Ich bitte dich, Mutter, warum sollten wir uns damit befassen, wenn schon die Grönings es für überflüssig halten, etwas zu tun. Deinem guten Herzen macht dein Mitleid mit Henrika ja alle Ehre, aber Hans Grönings Verwandte sind bei der Angelegenheit doch näher interessiert als wir. Die rühren, wie gesagt, keinen Finger dazu, um Henrika dh Santos' Aufenthaltsort zu entdecken.“

Im Frühling desselben Jahres wurde Frau Hannchen zu früh von einer Tochter entbunden.

Das Kindchen war tot und seine Mutter lange Wochen hindurch schwerkrank. Eine Augenentzündung trat hinzu und brachte die junge Frau an den Rand des Grabes.

Als sie soweit genesen war, daß sie ihr Krankenzimmer verlassen konnte, schickten die Ärzte sie nach Davos.

Ihr Gatte brachte sie dorthin.

Nach sorgfältiger Untersuchung stellte es sich heraus, daß völlige Genesung sehr zweifelhaft war. Jedenfalls mußte mit einem langen Aufenthalt in Davos gerechnet werden. Man verheimlichte der Leidenden diese Diagnose, und Frau Hannchen hoffte fest darauf, bald wieder vollkommen gesund zu werden. Sie machte allerhand Pläne für ihre Rückkehr nach Berlin. Als junges Mädchen war sie stark bleichsüchtig gewesen, und ihre zarten Lungen hatten ihr damals wiederholt zu schaffen gemacht, doch da es sich immer wieder bald gebessert hatte, so war man bei Grönings keineswegs ängstlich gewesen. Hannchens übergroße Zartheit und Schlantheit hatte weder sie selber noch die Ährigen beunruhigt, nun aber nach den beiden jüngst überstandenen Krankheiten hatte der niemals sehr gesund gewesene Körper kaum noch etwas an Lebenskraft zuzusetzen.

Dr. Gaendler trug entseßlich schwer an diesem Schicksalsschlag, der sein Familienglück zersplitterte. Merkwürdigerweise war die Kranke sehr gefaßt und hatte angesichts der veränderten Lage selbständig Maßnahmen ergriffen, denen ihre Angehörigen sich stillschweigend fügten.

Der Gröningsche Haushalt wurde kurzerhand aufgelöst, die Möbel kamen zum Teil auf den Speicher, zum Teil auf den Gaendlerschen Gashoden in Charlottenburg. Zu Gaendlers siedelten auch Thea und ihre Mutter bis auf weiteres über. „Es ist mir ein großer Trost, meine Kinder in deiner Obhut zu wissen, Thea“, hatte Frau Hannchen gesagt. „Mama ist zu alt und durch Hans' Tod und mein Kranksein so darnieder gebeugt, daß sie mich bei den Kindern nicht ersetzen kann. Wenn Franz für die Zeit meiner Abwesenheit eine Hausdame nehmen wollte, so hätte ich in Davos keine ruhige Minute — ich würde mir immerzu ausmalen, daß den Kindern etwas abgehen könnte. Eine Fremde würde ihnen ja auch nicht genügend Liebe bieten. Dich aber lieben sie, Thea, du wirst gut gegen sie sein — aber auch streng, wo es nötig sein sollte — versprich mir das, Thea, ja?“

(Fortsetzung folgt.)

Himmelserscheinungen im Juli 1916.

Am 3. Juli, vormittags um 6 Uhr, gelangt die Erde in ihre Sonnenferne, in das Aphel (Sonnenabstand 152 Millionen Kilometer); sie steht dann also am Endpunkte der großen Achse ihrer Bahnellipse. Ein halbes Jahr früher, am 2. Januar, befand sie sich am gegenüberliegenden Endpunkte der Bahnellipse, in ihrer Sonnennähe, dem Perihel. Beide Punkte, Apfiden genannt, und die sie verbindende Gerade, eben die große Achse, oder die Apfidenlinie, haben aber keine feste Lage, sondern schreiten in bezug auf die Nachtgleichenpunkte in jedem Jahrhundert um 1.971 weiter, so daß ihr ganzer Umlauf nahezu 21 000 Jahre beträgt. Aphel und Perihel durchwandern mithin allmählich das ganze Jahr; am Anfange dieses Jahrhunderts betrug die Länge des Perihels 101.2, etwa im Jahre 4000 vor unserer Zeitrechnung hatte sie 0.° und um 1250 nach Chr. 90.° betragen, im Jahre 6470 nach Chr. wird sie 180.° betragen. Es ist klar, daß dieser Apfiden-umlauf, in dem Sonnennähe und Sonnenferne in verschiedene Jahreszeiten fallen, auf die klimatischen Verhältnisse beider Erdhalbkugeln einen Einfluß ausüben muß, um so mehr auch die Exzentrizität der Erdbahn langsamen Veränderungen unterworfen ist.

Die unmittelbar nach dem Solstitium (21. Juni) einsetzende, erst noch geringe Südwärtsbewegung der Sonne beschleunigt sich im Juli mehr und mehr; ihre Declination beträgt am 1., um 12 Uhr mittags, + 23° 7' 34.5", am 31., um 12 Uhr mittags, + 18° 17' 56.4", die Abnahme der Declination ist also gleich 4° 50'. Dem entsprechend vermindert sich auch die Mittagshöhe der Sonne über dem Horizont, und zwar für die geographische Breite von 54° (Norddeutschland) von 59° auf 54 1/4°, für die Breite von 51° (Mitteldeutschland) von 62° auf 57 1/4° und für die Breite von 48° (Süddeutschland und Mitteleuropa) von 65° auf 60 1/4°. Daraus ergibt sich wieder eine Abnahme der Tageslänge von 17 bis auf 15 3/4 Stunden im Norden und von 16 bis auf 15 Stunden im Süden. Durch die sehr langen Dämmerungen, die in mittleren und nördlicheren Gegenden zunächst noch über Mitternacht währen und im äußersten Norden Deutschlands erst Anfang August ganz der mittelnächtigen Dunkelheit weichen, wird die Tageshelle noch wesentlich verlängert.

Der Mond wechselt im Juli seine Phasen zu folgenden Zeiten: Erstes Viertel am 8., um 12 Uhr 55 Min. nachm., Vollmond am 15., um 5 Uhr 40 Min. vorm., Letztes Viertel am 22., um 12 Uhr 33 Min. vorm., und Neumond am 30., um 3 Uhr 15 Min. vorm. Der Mond befindet sich am 1. Juli, um 5 Uhr 2 Min. vorm., in Erdferne bei einem Abstände von 63.7 Erdbahnhahnmessern von je 6378 Kilometer, am 15. Juli, um 1 Uhr 3 Min. vorm., in Erdnähe bei einem Abstände von 56.9 Erdbahnhahnmessern und am 28., um 8 Uhr 5 Min. vorm., wieder in Erdferne bei einem Abstände von 63.7 Erdradien.

Am frühen Morgen des 15. Juli wird sich eine im südwestlichen Deutschland und der Schweiz noch kurze Zeit sichtbare, im übrigen Deutschland und in Österreich-Ungarn aber unsichtbare partielle Mondfinsternis ereignen. Sie beginnt um 4 Uhr 19 Min. vorm. und endigt um 7 Uhr 12 Min. vorm. Die größte Verfinsternung beträgt 0.80 des Mondurchmessers. Nur der Anfang der Erscheinung kann im Südwesten beobachtet werden, weil dort der Mond vor seinem Untergang gerade noch über dem Horizonte steht.

Eine am 20. Juli stattfindende, um 12 Uhr 25 Min. vorm. beginnende und um 5 Uhr 47 Min. vorm. endigende ringförmige Sonnenfinsternis ist nur auf der Südhalbkugel sichtbar.

Von den großen Planeten zeigen sich im Juli nur zwei dem bloßen Auge, doch sind dies die beiden hellsten: Venus und Jupiter; sie gehören dem frühen Morgenhimmel an. Merkur, dessen Sichtbarkeitsverhältnisse in diesem Jahre überhaupt recht ungünstig liegen, bleibt unsichtbar. Er befindet sich am 20. Juli, um 9 Uhr vorm., in seiner Sonnennähe und am 28. Juli, um 10 Uhr vorm., in seiner oberen Konjunktion, also jenseits der Sonne. Seine Erdbahntafeln sind

am 1. 0.86, um 31. 1.35 Erdbahnhalbmesse oder Einheiten von je 149.48 Millionen Kilometer; sein scheinbarer Durchmesser sinkt von 7.7 bis auf 5.0 herab. Eine am 21. Juli stattfindende Konjunktion des Merkur mit dem Saturn, dem Merkur sich bis auf 1° 9' nördlich nähert, kann nicht beobachtet werden. — Venus gelangt am 3. Juli, um 8 Uhr nachm., in ihre untere Sonnenkonjunktion, weist daher um diese Zeit zwischen Sonne und Erde und ist unsichtbar. Doch schon um Mitte des Monats leuchtet sie in der Morgendämmerung gegen 3½ Uhr als heller Morgenstern imilde der „Zwillinge“ auf; Ende Juni erscheint sie schon bald nach 2 Uhr über dem nordöstlichen Horizont. Am 22. Juli, um 3 Uhr vorm., befindet sie sich in ihrer unteren Konjunktion bis auf 0.29 Einheiten, gleich 43.3 Millionen Kilometer (ihr überhaupt geringster Erdbstand beträgt 0.272 Einheiten, gleich 40.6 Millionen Kilometer). Der scheinbare Durchmesser der Venuscheibe erreicht hierbei den großen Wert von 57.8 (größter Wert überhaupt 65.2) und verkleinert sich bis zum Monatschlusse nur bis auf 42.5. Im Fernrohr zeigt sich der Planet daher als ansehnliche, aber ungemein grell funkelnde schmale Sichel, ähnlich der zunehmenden Mondfläche in den ersten Tagen nach Neumond. Am 27. Juli, um 6 Uhr vorm., haben Venus und Mond eine Konjunktion; man erblickt am frühen Morgen die abnehmende Mondsichel nördlich vom Morgenstern. — Mars verschwindet Anfang Juli im Westnordwesten in der hellen Abenddämmerung und hält sich nachher während des ganzen Jahres für das unbewaffnete Auge verborgen. Sein Erdbstand wächst weiter von 1.68 bis auf 1.88 Einheiten, und sein Scheibendurchmesser verringert sich von 5.6 bis auf 5.0. — Jupiter geht als hellglänzender Stern imilde des „Widders“ immer früher auf und erhebt sich anfänglich kurz nach 12½ Uhr, schließlich bereits gegen 11 Uhr abends über dem östlichen Horizont; er kulminiert erst um 7 Uhr 21 Min., zuletzt schon um 5 Uhr 36 Min. vorm. Sein Erdbstand nimmt von 5.24 bis auf 4.79 Einheiten ab, sein scheinbarer Durchmesser dagegen von 34.9 bis auf 38.1 zu. Der Planet zeigt daher schon in einem kleinen Fernrohr seine Scheibengestalt, ebenso seine Abplattung (1:4), auch nimmt man selbst in einem schwachen Instrument seine vier großen Hauptbegleiter (insgesamt hat er 9) wahr; in besseren Fernrohren erkennt man das stets wechselvolle Spiel seiner vulkanischen Wolkenmassen, der dunklen Streifen und Flecke. Am 22. Juli kommt der Mond mit Jupiter in Konjunktion, doch findet diese mittags statt; der Mond weist dabei nördlich vom Jupiter. — Saturn gelangt am 12. Juli, um 9 Uhr nachm., in Sonnenkonjunktion, bleibt infolgedessen unsichtbar. Sein Erdbstand beträgt am 1. Juli 10.04, am 12. 10.06 und am 31. 10.02 Einheiten; sein Scheibendurchmesser sinkt am 12. Juli auf 15.3. Der Konjunktion von Saturn und Merkur (unsichtbar) wurde oben schon gedacht. — Uranus kann imilde des Steinbocks, in dem er sich langsam rückläufig bewegt, gut beobachtet werden. Er steht als Sternchen fünfter Größe nahe nördlich der beiden Sterne Gamma und Zeta dieses Bildes, mit dem er zuerst gegen 10 Uhr, zuletzt schon gegen 8 Uhr abends aufgeht. Ihm nähert sich die Erde von 19.15 bis auf 18.95 Einheiten; der Scheibendurchmesser des Uranus hat den Winkelwert 4.3. — Neptun, der am 25. Juli in Sonnenkonjunktion kommt, bleibt auch für große Instrumente unsichtbar. Sein Erdbstand beträgt am 1. 30.96, am 31. 31.03 Einheiten.

Sternschnuppen fallen im Juli vom 26. bis 29. am häufigsten; die leuchtenden Körperchen strahlen dann zumeist vomilde des „Schwans“ aus.

Zu Beobachtungen am Fixsternhimmel eignen sich besonders die wenig oder gar nicht vom Monde beleuchteten Nächte in den ersten Tagen des Monats sowie vom 22. an. Wendet man seine Blicke etwa um 10 Uhr abends zum Firmament, so sieht man die Milchstraße vom Nordhorizonte, wo der Stern 1. Größe Capella im „Fuhrmann“ glüht, in sehr hohem Bogen über dem Süden zum Südwesthorizonte sich wölben. Nahe östlich vom Zenit steht Wega in der „Leier“, links darunter Deneb im „Schwan“ und rechts darunter Altair im „Ader“. Hoch im Südwesten funkelt der vielfarbige Arctur im „Böotes“ und tief darunter Spica in der „Jungfrau“. Am Westnordwesthorizonte findet man Regulus im „Löwen“, über dem sich rechts oben im hohen Nordwesten der „Große Bär“ ausbreitet.

Aus der Kriegszeit.

Wie der Hamster hamstert. Der Hamster ist in der letzten Zeit zu einer der volkstümlichsten Tierfiguren geworden, wenn es auch nicht gerade ein schmeichelfafter Zusammenhang ist, in dem er genannt wird. Sein Name wird jenen menschlichen „Hamstern“ beigelegt, die ihr Pfund vergraben, anstatt es der Allgemeinheit zu öffnen, die überflüssige und schädliche Vorräte aufstapeln. In einer seiner anziehenden naturwissenschaftlichen Plaudereien, die die bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinende Zeitschrift „Über Land und Meer“ veröffentlicht, plaudert Wilhelm Bölsche von diesem Urbild alles Aufspeicherns, dem der Instinkt schon in ferner Vorseit, als die Menschen noch von der Hand in den Mund lebten, sorgliches Sammeln für die Zukunft mit auf den Lebensweg gab. Der Hamster ist ein Eindringling aus dem Osten, der von Russland her in zunehmendem Maße bei uns einbrang und seit 50 Jahren auf seinem „Zug nach dem Westen“ über die Vogesen hinaus bis nach Paris vorgebrungen ist. Er ist ein Schädling für unsere Landwirtschaft, ein frecher Kerl, der sich seit Jahrtausenden mit seinem „Hamstern“ im Recht fühlt und wohl gar von dem Menschen glaubt, er mache ihm einen urangestammten Besitz streitig, wenn er die Früchte des Feldes für sich beansprucht. Aber wenn er auch stiehlt, so muß man ihm doch lassen, daß er „elegant stiehlt“. Solch ein richtig besellter Hamsterbau ist ein kleines Schmuckstück von Akkuratess und vorsorgender Klugheit. Mitten im Felde schlägt der Hamster einen tiefen Schacht, wühlt nicht etwa bloß an der Oberfläche herum, sondern staltet seine unterirdische Scheuer vortrefflich aus, in der er dann einen Zentner bester Frucht einfährt, um sich zwischen längeren Schlafpausen begladig zu mästen, wenn der Winterwind oben über die Stoppeln pfeift. Ganz wundervoll ist solch ein Bau eingerichtet: Bis zu 2 Meter tief liegt der Betrieb im Grunde. Ein senkrechtes Falloch führt in einen kurzen Korridor vor der kleinen Wohnstube. Zwischen den sorgsam geglätteten Wänden, möchte man's homerisch beschreiben, liegt dort das reinlichste, weichste Strohlager. Ein zweiter, verwickelterer Schlupfgang lenkt dann nochmals von hier ins Freie, andere Stollen aber münden in die Vorratskammern, falls deren, wie bei alten Hamsterherren, mehrere vorhanden sind. Das nun sind Räume wie große Rindblasen, bis zum Rande nach der Sommer- und Herbsttracht mit allem Guten gefüllt. Je nach der Reife einzeln gehäuft und aufs sorglichste von solchen älteren Onkeln geschichtet, liegt da die durchweg enthülste, sozusagen fertig ausgedroschene Frucht in Erstqualität, der Weizen, der Hafer, der Roggen, die Gerste, dann die besonders beliebten Erbsen, die Puffelbohnen, geschotete Möhren, Kleemurgen, Leinnoten, alles bligblank und ein Muster von Ordnung. Selbst eine kleine Beaumlichkeit, ein „Klosterli“, ist daneben in Gestalt einer lesonderen Schachtel nicht vergessen. Auch die Methode, mit der der Hamster seine Ernte einfährt, ist sehr sinnreich: mit den Pfötchen biegt er die hohen Kornhalme, mit den langen Vorderzähnen schneidet er die Ähren wie mit einer scharfen Sense ab, dann entkörnt er sie und trägt die Körner in den großen Bodentaschen als in seinen natürlichen Säcken zu seinem Loch. Man sieht also: der Naturhamster ist in manchem dem Menschenhamster überlegen, und auch hier bewahrheitet sich Mephistos Wort: „Der häßliche Mensch ist tierischer als jedes Tier.“

Die englische Geheimpolizei gegen Irland. Der Aufstand in Irland, der jetzt noch an verschiedenen Stellen der „grünen Insel“ aufzuflackern droht, lenkt das Interesse auf eine englische Organisation, die mit der irländischen Revolution nicht nur in sehr naßer Verührung steht, sondern sie sogar mit verschuldet hat und darum für die Opfer zwar indirekt, aber in sehr hohem Maße verantwortlich ist. Es ist dies die Organisation der englischen Geheimpolizei gegen Irland. Wie Dr. Ernst Schulke in der Deutschen Strafrechts-Zeitung an Hand sorgsam zusammengestellter Daten ausführt, war für die Gesamtorganisation der englischen Geheimpolizei bereits vor der Kriegserklärung im britischen Staatshaushaltsplan für das Jahr 1914 ein Geheimfonds im Betrage von einer Million Mark ausgesetzt, der, wie man heute mit Bestimmtheit annehmen kann, zur Verfolgung höchst dunkler Zwecke dienen sollte. Der Fall des englischen Gesandten in Christiania,

Findlay, dessen Mordanschlag auf Sir Roger Casement noch in Erinnerung ist, zeigt, welcher Art die Bestimmung dieses Geldes war. Nach Kriegsausbruch wurde ein noch für dasselbe Jahr geforderter Mehrbetrag von 2 Millionen Mark bewilligt. Der zehnte Teil dieser Summe allein war auf den Kopf Sir Roger Casements gesetzt. Welchen Wert die englische Regierung auf die weitere Ausgestaltung dieses mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln arbeitenden Spitzelswesens legt, erkennt man daraus, daß für das Jahr 1915 in dem englischen Staatshaushalt für das Auswärtige Amt ein Posten von nicht weniger als 10 Millionen eingestellt wurde, der unter der Bezeichnung „Konto E“ läuft und dessen Verwendung sich der öffentlichen Berichterstattung entzieht. Dieses Konto ist in enger Verbindung mit dem sog. „Agitationsamt für Verwirklichung politischer Ziele“, das unter Leitung eines Obersten steht. Die Tätigkeit der englischen Geheimpolizei gegen die irische Bewegung war schon im Frieden sehr rege. Sie wurde verdoppelt und nahm auch die Mittel der Spionage und Bestechung auf, als sich bald nach Kriegsausbruch herausstellte, daß man in Irland dem Krieg nicht sehr sympathisch gegenüberstand. Die Geschichte der englischen Spionage gegen Irland ist alt und vielverzweigt. Seit jeher wurden zahllose im Ausland lebende irische Persönlichkeiten von englischen Spionen bewacht, und auch unter die Führer in Irland selbst wurden britische Spione eingeschmuggelt. Die englischen Spitzel schreckten vor keinem Mittel zurück. So erzählt McCarthy in seiner englischen Geschichte des 19. Jahrhunderts, daß einmal ein protestantischer Detektiv im britischen Solde sich als Katholik bezeichnete und offen das Sakrament in einer katholischen Kirche nahm, um seine katholische Rechtgläubigkeit in den Augen seiner Gefährten zu erweisen. Hierbei ist zu erwähnen, daß die Mehrzahl der Iren aus äußerst frommen Katholiken besteht. Seit die Sinn-Fein-Bewegung, die namentlich im Jahre 1907 eine eifrige Tätigkeit zu entfalten begann, wieder einsetzte, wurde der englische Geheimdienst gegen Irland mit erneuter Lebendigkeit wieder aufgenommen.

Die Unsitte der Kriegsabzeichen in Frankreich. Seit langem schon wurde in der französischen Öffentlichkeit immer wieder der Wunsch ausgesprochen, daß jene Heeresangehörigen, die sich zur Erholung oder, weil sie nicht mehr kriegsdienstfähig sind, in Paris und in der Provinz aufhalten, durch ein besonderes Abzeichen als Leute kenntlich gemacht würden, die dem Vaterland im Kampf gedient haben. Dieser Wunsch war auch insofern verständlich und vernünftig, ja gewissermaßen sogar eine Pflicht, da die große Zahl der in Frankreich angeblich zur Ausübung von Büreaudiensten lebenden uniformierten Drückeberger die aus den oben angeführten Gründen sich ebenfalls im Hinterland aufhaltenden Krieger höchst unliebsamen Verdächtigungen und Anrempelungen aussetzten. Mehr als einmal mußte ein Soldat, der wegen einer nicht sichtbaren Wunde vom Frontdienst zurückgestellt war, und darum in der Heimat lebte, es sich gefallen lassen, als ein Drückeberger behandelt zu werden. Nunmehr hat die französische Regierung endlich dem Drängen der Bevölkerung und der Presse nachgegeben und neue militärische Abzeichen eingeführt, um in Zukunft derartige Verwechslungen und Mißverständnisse unmöglich zu machen. Doch wenn man früher in dieser Beziehung überhaupt nichts unternahm, so tat man nunmehr des Guten allzu viel, indem man eine Unmenge der verschiedensten, unter den verschiedenartigsten Bestimmungen und Umständen zu tragenden Abzeichen schuf, die den verwundeten oder beurlaubten Krieger geradezu zu einer Art Maskerade zwingen. So wurde eine grün und goldene Tresse eingeführt, die jeder Mann, der einer öffentlich wegen ihrer Tapferkeit gelobten Armeegruppe angehört, auf der linken Schulter trägt. Dieses Abzeichen behält der Mann stets bei, welche Wandlungen immer sein Militärleben auch nehmen mag. Doch da man nun einmal dabei war, Frankreich durch Abzeichen zu verherrlichen, führte man auch ein anderes Zeichen in Form eines V ein, das auf dem linken Ärmel aufgenäht wird. Dieses V bedeutet ein Dienstjahr, und mit jedem neuangefangenen Dienstjahr wird auch ein neues V hinzugefügt. Ein anderes Abzeichen wieder gibt davon Kunde, daß der Träger im Feld eine Verwundung erhalten hat. Da man von dem letzteren Abzeichen ebenso viele Exemplare trägt, als man Verwundungen — und mögen es auch nur kleine Schrammen gewesen sein — erlitten hat, so

mag man sich vorstellen, mit wieviel verschiedenartigen Abzeichen die Uniform eines Mannes übersät sein mag, dessen Regiment mehrmals offiziell belobigt wurde, der mehrere Dienstjahre hinter sich hat und eine größere Anzahl leichter Verletzungen erlitten hat. Die Pariser Presse aber scheint nichts dagegen zu haben, daß die Uniformen von oben bis unten bemalt, bestickt und bezeichnet werden, sie drückt im Gegenteil die Hoffnung aus, daß man auch für alle anderen Dinge, die den Zivilisten an einem Soldaten interessieren können, recht große und sichtbare Abzeichen finden möge.

Die Anarchie der Pariser Uhren. Am 15. Juni ist in Frankreich die Sommerzeit eingeführt worden, und die dabei notwendige Umstellung der Uhren gibt einem Mitarbeiter des „Journal des Débats“ Gelegenheit, für eine Reform des gesamten öffentlichen Uhrenwesens einzutreten. Die Unpünktlichkeit der Pariser Uhren spottet nämlich jeder Beschreibung: „In der Welt der Uhren herrscht bei uns eine Willkür und Unordnung, die nicht von heute und nicht von gestern stammt, die aber seit Beginn des Kriegs alle Grenzen überschreitet. Jede Uhr zeigt ihre Stunde, die nicht dieselbe ist wie die der Nachbarin: gleichgültig gegen die Sonnenbahn, taub gegen alle Bestimmungen des Staats, ohne Rücksicht auf die Astronomen und ohne Achtung vor den Gesetzgebern hat jede Uhr die Zeit, die ihr gerade paßt, und wird sich auch um die neue Sommerzeit nicht kümmern. Wenn die Taschenuhr des Privatmanns oder die Wanduhr einer Bürgerwohnung eine falsche Zeit angibt, so ist es eine Angelegenheit, die nur ihren Besitzer angeht. Mag er die Nacht zum Tag machen, mag er die Aufstehenszeit um zwei Stunden verschlafen oder um vier Stunden zu spät ins Geschäft kommen, es ist sein persönlicher Schaden oder Nutzen. Aber eine öffentliche Uhr, deren Aufgabe es ist, der Allgemeinheit zu dienen, darf nicht unaufhörlich täuschen und irreführen, Tag um Tag mit der gleichen hartnäckigen und unverbesserlichen Widerseßlichkeit. Eine solche Unordnung kann man nicht dulden, und doch ist diese Unordnung allgemein. Wohnen Sie vielleicht in der Nähe eines Ministeriums? Die Uhren der verschiedenen Regierungsgebäude schlagen alle zu verschiedenen Zeiten; sie stimmen untereinander nicht überein und nicht mit den Uhren des benachbarten Ministeriums. Da sich in der Nähe noch 2 Kirchen und 5 oder 6 Klöster befinden, so vervielfacht sich der Stundenschlag jedesmal wie durch ein Wunder, und wenn es Mitternacht schlägt, dann hallen die Töne langsam durch die schweigende Dunkelheit mindestens bis um 1 Uhr morgens. Der Weg zum Bahnhof, wenn man fortfahren will, wird in diesen schlimmen Zeiten, in denen man weder auf die Untergrundbahn noch auf den Omnibus zählen kann, in denen eine Droschke wie ein unfahbares Wunder erscheint, ein wahrer Marterergang. In höchster Spannung blickt man auf alle Uhren, an denen man vorbeikommt. Die Uhr einer Zeitungsgebäude gewährt dir noch eine Viertelstunde Zeit; das geht; wenn du etwas schneller gehst, wirst du gerade noch zurecht kommen. Die zweite Uhr, die einer Schule, gibt dir gar noch 20 Minuten; du kannst also langsamer gehen. Die dritte, eine „Normaluhr“ (welch ein Gohn), läßt dir 25 Minuten Zeit. Du bleibst aufatmend einen Augenblick vor einem hübschen Schaufenster stehen. Die vierte Uhr steht; das kann dich nicht weiter beunruhigen; aber dort die fünfte zeigt den Abgang des Zuges in 10 Minuten, so daß du einen Dauerlauf anschlägst, und wenn du in Schweiß gebadet ankommst, verkündet dir die Bahnhofsuhr, daß der Zug eben abgefahren ist. Möge die Sommerzeit uns an den öffentlichen Uhren endlich auch einmal die richtige Zeit bringen!“

Die Bibel des Teufels. Die hieser wohl kaum bekannte Tatsache, daß es auch eine Bibel des Teufels gibt, bewirft die Zusage eines skandinavischen Forschers, die in englischen Zeitschrift veröffentlicht wurde. Dana's befindet sich diese in ihrer Art einzige Bibel in der königlichen Bibliothek zu Stockholm, wo sie unter anderen verstaubten Manuskripten aus alter Zeit ruht. Dieses seltsame Buch, das in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges angeblich aus Prag entführt wurde, ist außerordentlich umfangreich und soll von einem König geschrieben worden sein, der sich bei Abfassung des Buchs der Hilfe des leibhaftigen Teufels bediente. Für den Zweck hierfür ist auch der Teufel selbst in Gestalt eines hörnerbehaarten Affen in dem Buche abgebildet. dessen Wert besonders in der großen Zahl kunstvoll ausgeführter Illustrationen besteht.